Der verlorene Sohn

Autor(en): **Zweyer, Lukas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640187

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nr. 20
31. Jahrgang

Die Berner Woche

Bern, 17. Mai
1941

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Der verlorene Sohn

Von Lukas Zweyer

Vom alten Meistersepp hatten die Leute nicht viel Gutes gesagt. Es sei denn, daß die Nachrede, er habe aus jedem Ding Geld zu machen verstanden, etwas Gutes wäre. Wirklich, es gab nichts, womit der Mann mit dem sonderbaren Versandgeschäft versäumte, Geld zu verdienen. In jeder Zeitung des Landes standen seine Inserate. Da gab es billige Papeterien, Uhren, Spiele, die man sich durch Teilnahme an einem Wettbewerb sicherte, als Preise, auch wenn man keinen der hohen Preise gewann. Da gab es Bücher mit pikantem Inhalt, die man gegen Einsendung des baren Geldes billiger erhielt. Und Klebstoffe lieferte der Mann, die hielten so gut wie Zement. Und Gummimäntel, und Schreibfedern, und Vogelfutter, und Kunsthonig ... jedes Jahr erschien Herr Joseph Meister mit einem oder mehreren neuen Artikeln auf dem Plan. Immer handelte es sich um Posten von Waren, die er in Konkursen und Liquidationen um einen Schundpreis erstanden, wie das manche Marktfahrer mit Erfolg zu tun pflegen. Den Wiederverkauf besorgte er von seinem Schreibtisch und seinen weitläufigen Magazinen aus, in welchen er sein zahlreiches Personal persönlich anleitete und beaufsichtigte.

Der alte Meister hatte zwei Söhne. Der eine war sehr begabt und galt in der Schule als Musterknabe. Der andere war langsamer und kam immer hintennach, so daß der Vater ihn nicht hoch schätzte. Noch weniger aber galt er bei seiner Mutter, der rundlichen Anneliese Meister, geborne Schmutz. Vielleicht liebte sie ihn nur deshalb nicht, weil sie ihren Erstgebornen vergötterte und in ihm den Inbegriff aller guten Eigenschaften sah. Sie war eine eigentümliche und dazu eigensinnige Frau, die von sich selber nicht viel wußte und darum auch nicht merkte, wie ungerecht sie gegen den benachteiligten jüngern Sohn war. Hätte sie bessere Augen besessen, würde ihr vielleicht aufgefallen sein, wie ähnlich der zweite Junge ihr selber war, äußerlich gesehen ... und wie er innerlich ihrem Manne, dem Groß-Trödler Joseph Meister, glich. Diesem guten Sepp, den sie in ihrer Jugend blind liebte und später mit ewig begeistertem Respekt bewunderte.

Sepp und seine Frau kamen überein, der Älteste sei dazu bestimmt, zu studieren, und zwar müsse er ein guter Advokat werden. Advokaten waren es, die Meister am meisten geärgert, wenn sie ihm in gewissen Prozessen die Zweifelhaftigkeit des oder jenes Geschäftes nachgewiesen, oder die er auch bewundert hatte, wenn es ihnen gelungen war, ihn herauszureißen. Der junge Herr Meister sollte darum Advokat werden. Strebsam, gescheit und bissig genug war er. Der Jüngere aber würde das Geschäft seines Vaters weiter führen. Geld war genug da, um jedem Erben, auch wenn er langsam war, ein gutes Auskommen zu garantieren.

Als Meistersepp das Zeitliche gesegnet hatte, stellte seine Frau fest, daß er ihr wenigstens eine halbe Million hinterlassen, und sie fand es für gut, ihn nachträglich noch mehr zu bewundern, als vorher. Denn wer hatte je so gut für sie und die Buben gesorgt wie er? Daß es Gründe gab, seine Geschäfte anzuzweifeln, kam ihr nie in den Sinn, und sie war aufs Höchste erstaunt und empört, als ihr jüngerer Sohn dies tat.

Sie könne es halten, wie sie wolle, aber ein Schundgeschäft von der Art, wie es der Vater betrieben, werde er niemals führen. So lautete seine Erklärung am Tage, da er die Firma mit seiner Mutter und dem Studenten als Teilhaber übernehmen sollte. Es kam zu einem Krach in der Familie, wie man ihn bei Lebzeiten des verstorbenen Vaters nie erlebt hatte. Der angehende Advokat und der benachteiligte Jüngere gerieten heftig aneinander. Ob er Grund zu haben glaube, seinen Vater zu verachten?, fragte der Student seinen Bruder. Ob das Geld, das er der Mutter und ihnen beiden hinterlassen, stinke? Ob ein rechter Sohn sich nicht schämen müsse, wenn er das Geschäft seines Vaters ein Schundgeschäft nenne?

Der Jüngere zog die Faust aus dem Sack und hieb auf den Familientisch. Wenn es sich so verhalte, dann möge der Herr Fürsprecher und Doktor die Güte haben, die Firma zu übernehmen und im Geiste des seligen Vaters weiter zu betreiben.

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Rebell und begab sich in die Fremde. Seine Mutter, die sich vorher nie sehr viel aus ihm gemacht, faßte einen großen Kummer und stellte ihn öffentlich zur Schau. „Der verlorne Sohn", so hieß fortan der Ausgerissene, oder „der arme Jakob", oder „mein Mißratener". Von ihrem Ältern aber, der weiter studierte und sich hütete, die eingeschlagene Laufbahn dem väterlichen Geschäft zuliebe preiszugeben, hieß es nur: „Mein Sohn, der Herr Doktor". Er blieb als Anteilhaber in der Firma und übte eine gute Aufsicht aus, mit dem Erfolg, daß sein Einkommen aus dem Rechtsbüro, das er mit der Zeit aufgetan, den Gewinnanteilen aus der Versandfirma die Waage hielt.

Als aber der erfolgreiche Mann eine vornehme Frau fand, beschränkte er den Verkehr mit seiner Mutter auf das Notwendigste und baute sich eine eigene Villa hoch über der Straße, in welcher die Versandfirma florierte. Und die Städter sagten, er baue so hoch hinauf, damit seine Mutter mit dem kurzen Atem sich die vielen Stufen nicht zumuten dürfe. Sie selbst blieb in ihrem alten Hause und nannte ihren Sohn nur im Flüsterton: „Der Herr Doktor". Und von der Frau Doktor sprach sie mit feuchten Augen und sehnsüchtiger Ehrfurcht.

Das ging so lange, bis eines Tages ein Wagen vor der leicht verwahrlosten Türe ihres Geschäftes vorfuhr und der verlorne Sohn zu seiner Mutter kam. „So, Mutter", sagte er, „wie geht's? Sind dir die Augen aufgegangen? Warum besucht dich die Frau Doktor nie?"

„Ach Jakob", sagte sie und weinte, „so vornehme Leute und unsereins!" Er merkte wohl, daß sie um ihren Ältesten trauerte und sich kaum freute über das Erscheinen ihres Mißratenen. Da faßte er die alte Frau an den Schultern und rüttelte sie zurecht. „Kommst du mit mir? Oder willst du hier immer einsamer werden und zuletzt einsam sterben?" Und er hielt sie so fest, daß sie beinahe schreien mußte. Dabei aber sah sie ihn an, sah, vielleicht zum ersten Mal, in seine Augen und erschrak. Sie sah, daß er im Ernst sprach, und daß es Ernst gelte. Und sie ging wirklich mit ihm. Mit welcher Genugtuung er aber seinen Wagen ankurbelte, entging ihr.